



Warnsignale Walfang

Petra Deimer-Schütte

Das Kapitel Walfang kann nur als ökologischer Eingriff – und anthropogene Katastrophe - in die Geschichte eingehen. Eine Art nach der anderen wurde bis an den Rand der Ausrottung verfolgt - und ein Fanggebiet nach dem anderen geplündert. Die Großwale wurden zwischen 90 und mehr % dezimiert. Mit anderen Worten: Nur zwischen 10% und weniger haben den Walfang überlebt. Die Spur der Vernichtung zieht sich von den arktischen in die antarktischen Seegebiete. Die Auswirkungen auch auf das Ökosystem Ozean werden sich wohl nie mehr wirklich erforschen lassen. Und obwohl sich fast kein Bestand wirklich erholt hat, obwohl Umweltprobleme dramatische Ausmaße angenommen haben, wollen Walfangnationen nachhaltig geschröpfte Bestände wieder „nachhaltig“ nutzen. Wie soll das gehen?

Die Jagd auf den Grönlandwal (*Balaena mysticetus*) dauert nun schon über tausend Jahre. Seit mehr als hundert Jahren ist der „Bowhead“, der mit dem stark gebogenen Kiefer, vom Aussterben bedroht. In Grönländischen Gewässern sieht man ihn gar nicht mehr, obwohl der bis 19 Meter große und klobige Meeressäuger danach seinen Namen trägt. Der Bestand in Grönland- und Barents See ist verschwindend klein oder sogar ausgerottet. Besorgnis erregend klein sind auch die Bestände der Okhotskischen See, sowie von Hudson Bay und Foxe Basin.

Dennoch glauben die kanadischen Inuit der Baffin-Inseln am nördlichen Polarkreis des Atlantiks an ein gutes Omen, wenn sie „Adlaalook“ auf seiner Herbstwanderung vor ihrer Küste sehen. Adlaalook ist der Anführer der „Bowhead-Nation“, wie sie sagen. Sie hoffen, dass sie eines Tages wieder mehr Wale mit dem „Bogenkopf“ jagen können. Doch die Sterne stehen nicht gut für Adlaalooks kleines Völkchen von vielleicht wenigen Hundert, dem Bestand der Baffin Bay und Davis Strate . Und so muss Kanada Kritik der „Internationalen Walfang Kommission“ (IWC) einstecken, wenn die Inuit einen oder zwei Wale im Jahr töten. Doch das berührt die kanadische Regierung offenbar wenig. Man hat der IWC schon lange den Rücken gekehrt.

Grönlandwale lebten einst cirkumpolar in ihrem arktischen Lebensraum und alle fünf heute bekannten Bestände gelten als geschützt – aber Ausnahmen werden zugelassen. Die Walfänger von Alaska (USA) und Chukotka (Russland) dürfen mit dem Segen der IWC unter der Bezeichnung „aboriginal whaling“ auch heute im Nordpazifik Grönlandwale jagen. Die Voraussetzung ist ein glaubwürdiges Monitoring

und, dass weder Fang noch Nutzung kommerziellen Charakter haben. Der „kommerzielle Walfang“ ist seit 1986 durch das „Moratorium“ verboten.

Für die Fangzeit 2003 – 2007 hat die IWC eine Quote von insgesamt 280 Grönlandwalen freigegeben, wobei in keinem Jahr mehr als 67 Tiere harpuniert werden dürfen. Immerhin kommt die letzte Hochrechnung von 1993 des Wissenschaftsausschusses der IWC auf etwa 8 000 Tiere für den Bestand der Bering-Chukchi-Beaufort See. Seit 1978 soll diese Population um 3,2% zugenommen haben. Ihr ursprünglicher Bestand wurde auf 36 000 Wale hochgerechnet. Anders als die meisten Wale, die zur Geburt und Aufzucht ihrer Kälber wärmere Gefilde aufsuchen, ist der Grönlandwal im Eiswasser zu Hause. Im Winter lebt er so weit südlich, wie es die Eisgrenze erlaubt und im Sommer so weit nördlich, wie Sonne und Tauwetter das Eis in Schach halten. Dank ihrer hohen Produktivität sind die polaren Meere eine Art Schlaraffenland für dicke, große Tiere. Aufsteigende Strömungen bringen nährstoff- und mineralienhaltiges Wasser an die Oberfläche, und die intensiven Sonnenstrahlen, die dank der Mitternachtssonne rund um die Uhr für Photosynthese sorgen, bringen die Primärproduktion auf Touren. Von der Phytoplanktonblüte profitiert das Zooplankton und so weiter, die Nahrungskette.

Entscheidend für Eiswasser liebende Wale ist, dass Treib- und Packeis noch Fahrrinnen aufweisen und die Eisdecke nicht viel dicker ist, als 30 Zentimeter. Solange kann der „Polarwal“ sie noch mit seinem klobigen Kopf und Rücken durchstoßen und sich Atemlöcher verschaffen. Dabei hilft ihm, wie auch den beiden arktischen Gründelwalen (Monodontidae) Weißwal (*Delphinapterus leucas*) oder „Beluga“ und Narwal (*Monodon monoceros*), die fehlende Rückenfinne. Ein solcher Gewebelappen auf dem Rücken, wie ihn schnell schwimmende Furchenwale oder Delfine als Stabilisator tragen, würde beim Manövrieren in und unter dem Eis Verletzungsgefahr mit sich bringen.

Wissenschaftler vermuten, dass Grönlandwale auf ihren Wanderungen mit einem Stakkato modulierter Töne im Frequenzbereich um 50 bis 300 Hertz ihre Umgebung, die Eisdecke und –dicke akustisch abtasten. Und das derartig präzise, dass sie sich höchst selten vernavigieren. Ein weiteres Kriterium für die „höchste Eisklasse“ erfüllt die dicke Speckschicht, die nicht nur als Reserve für schlechte Zeiten, sondern auch der Thermoisolierung der warmblütigen Säugetiere dient. Immerhin kann es einem gut genährten Wal in seinem Speck auch im Eiswasser, z. B. aus Paarungseifer, zu heiß werden. Dann verschafft seine Schwanzflosse oder „Fluke“ Abhilfe. Sie ist ohne Speck und kann unter Blutzufuhr nach dem Prinzip eines Wärmeaustauschers Wärme nach außen abgeben und die Körpertemperatur herunterregeln. Gleichmaßen kann das Blutgefäßsystem mit seinem „Rete mirabile“ oder „Wundernetz“ so geschaltet werden, dass kaum Wärme verloren geht. Nach dem gleichen Prinzip betreiben auch Robben und Pinguine z.B. über ihre Extremitäten und andere nackte Stellen Thermoregulierung. Das Problem der Polartiere ist weniger sich warm zu halten, als überschüssige Hitze loszuwerden.

Alle fünf bis fünfzehn Minuten kommt ein Polarwal an die Oberfläche zum Atmen - zum Blasen. Er kann aber auch 40 Minuten lang tauchen, zum Beispiel, wenn eine besonders gehaltvolle Planktonwolke lockt. Besonders tief muss er nicht nach unten. Das verlangt sein Nahrungserwerb nicht. Wie alle mit Lungen atmenden Säugetiere, muss er wieder hoch, muss atmen. Untrüglich steht sein „Blas“, seine unter hohem Druck ausgeatmete und kondensierende Atemluft über dem Meeresspiegel – Doch

der Blas der Grönlandwale, sechs Meter hoch und – spezifisch für Glattwale - zweigeteilt, ist fast überall verfliegen.

Obwohl das Kesseltreiben auf die großen Wale seinen verheerenden Anfang in nordpolaren Regionen nahm, waren es nicht die indigenen Völker, die ihnen nahezu den Garaus machten. Erst die Walfänger aus dem fernen Europa haben bereits vor mehr als 200 Jahren ganze Arbeit geleistet: Auf der Suche nach dem „Flüssigen Gold“ für die Tranfunzeln Europas. Amerika ist erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in das gnadenlose Geschäft eingestiegen.

Wie der Grönlandwal gehört auch der Nordkaper (*Eubalaena glacialis*) zu den Glattwalen (*Balaenidae*) – und zu den ersten Opfern des Walfangs. Weil diese Bartenwale (*Mysticeti*) mit der glatten Unterseite – ohne Kehlfurchen - so fett und langsam sind, werden sie im Englischen „Right Whales“ genannt, die „Richtigen“ für die Harpune. Schon mit Handharpune und Handlanze konnten die Walfänger sie von geruderten Schaluppen aus töten. Ihre Kadaver sinken nicht auf den Meeresboden, von wo die Männer sie mit primitiver Technik nicht hätten bergen können.

Die ersten professionellen Walfänger waren Basken, die schon im zwölften Jahrhundert Jagd auf den Nordkaper im Golf von Biskaya machten. Vor ihnen war Walfang eher dem Zufall überlassen, wenn Bewohner von Küstenregionen gestrandete Wale ausschlachteten oder ihnen mit Giftpfeilen beim Stranden nachhalfen., um den Speck der riesigen „Fische“ zu nutzen. Bald nachdem die Basken den Wert der Meeressäuger entdeckt hatten, gaben sie sich nicht mehr mit denen zufrieden, die im Winter vor ihrer Küste auftauchten. Sie bauten seetüchtige Schiffe und verfolgten die Beute auf ihren Wanderrouten in die sommerlichen, arktischen „Weidegründe“.

Anders, als die Grönlandwale wandern Nordkaper zwischen ihren arktischen Nahrungsgebieten im Sommer und ihren Fortpflanzungsgründen gemäßigter Breiten, im Winter. Gaskin (1982) bezeichnet die jährliche Migration der Cetacea als Kompromiss zwischen ihren Ernährungs- und Fortpflanzungsbedürfnissen. In den gemäßigten Breiten – ohne üppiges Nahrungsangebot - zehren die Wale von ihrem Speck und gebären ihren Nachwuchs. Fast alle Jungmeeressäuger werden mit dünnem Speckmantel geboren, den sie sich über die fette Muttermilch erst antrinken müssen. Sie wachsen schnell, sowohl in die Länge als auch in die Breite.

Während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts tauchten die Basken vor der Küste von Labrador auf, wo sie bereits Landstationen unterhielten, um den „Blubber“, den Speck der Wale, zu verkochen. Nahe der Küsten waren die mit ihren vier Kilometern Marschgeschwindigkeit pro Stunde langsamen und leicht zu erlegenden Tiere schnell selten geworden. Die „Baienfischerei“ lief auf Hochtouren. Neben dem begehrten Blubber, der bei den eismeertauglichen 50-60 Tonnern aus gutem Grund 50 Zentimeter Dicke erreichen und 30 Tonnen Speck ergeben kann, interessierten sich die Walfänger zunehmend für die Barten. Die an den Enden ausgefranst Hornlamellen dienen den Tieren als Filterapparat beim Nahrungserwerb. Sie schwimmen mit „gefletschten“ Barten durch ein Meer von Nahrung aus Plankton, hauptsächlich kleinen Krebstieren. Der Meeresfrüchte-Cocktail bleibt in den Barten hängen, während die Wale das Wasser an den Maulrändern abquetschen und die Nahrung mit der Zunge zur Kehle befördern.

Mit ihren etwa 350 Bartenplatten pro Oberkieferhälfte, die in der Mitte eine Länge von 4,30 Metern erreichen können, haben Grönlandwale die längsten und schönsten Barten. Das stabile und biegsame „Fischbein“ diente der Fabrikation von Korsetts, Regen- und Sonnenschirmen, Angelruten, Sprungfedern für Kutschen usw. Über eine Tonne konnte ein großes Tier von etwa 15 Metern liefern.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts waren auch die Deutschen gestartet. Wanda Oesau (1955): „Da gab es noch Zeiten, dass man nach Belieben nicht allein an den Fisch heranrudern konnte, sondern auch, wenn er geschossen war, vielmals die anderen Fische wegscheuchen oder mit dem Riemen (Ruder) auf den Leib schlagen und aus dem Weg jagen musste, damit man dem festgemachten Fisch beikommen konnte. Es war sodann nichts Seltsames, dass an einem Ort viele Fische, weil sie einfältig waren, gefangen wurden.“ Mit anderen Worten: Die Walfänger nutzten das Sozialverhalten der fürsorglichen Tiere aus. Von einigen Arten wissen wir heute, dass nicht nur Mütter bei ihren verletzten Kälbern bleiben, sondern, dass auch andere Mitglieder einer Gruppe oder „Schule“ Artgenossen zu Hilfe kommen. Und so war es keine Seltenheit, dass Walfänger zunächst ein Kalb harpunierten, es leiden und zappeln ließen – um mit der Mutter ein leichtes Spiel zu haben.

Zwischen dem 15. und der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert war durch den extensiven Walfang im Norden eine Population nach der anderen so gut wie ausgerottet. Nach Schätzungen von De Jong (1983) töteten niederländische Fänger zwischen 1661 und 1823 allein 73 000 Wale. Um 1866 waren die Fänge so stark zurückgegangen, dass die Walfänger auch Walrosse und andere Robben, alles, was genügend Speck auf den Rippen hat, verkochten. Wo der Walfang begann, kam er alsbald zum Höhepunkt – und zum Erliegen, in jeweils höchstens 50 Jahren.

Mit großer Sorge stellen sich Wissenschaftler heute die Frage, wie den Polarregionen angepasste Wale Ozonloch, Treibhauseffekt und Klimaveränderung verkraften sollen. Während sich die einen in der industrialisierten Welt auf neue Fischfanggebiete, Häfen und Seewege, Rohstoffe und auf Landzuwachs im Hohen Norden freuen – und schon ihre „claims“ abstecken, befürchten andere katastrophale Folgen für Fauna und Flora, das Ökosystem. Der oft zitierte Eisbär wird nicht der einzige mit Überlebensproblemen sein, wenn die Weibchen nicht einmal mehr Eishöhlen für ihren Nachwuchs bauen können. Sicher wird es nicht nur bei Mensch und Industrie Gewinner geben (Dänemark weiß, was es an Grönland hat und die USA an Alaska), sondern auch – vereinzelt - in der Natur. Viele werden auf der Verliererseite stehen; nicht nur die Wale z.B. wegen Nahrungsknappheit (s. Krill).

Nicht genug der Probleme. Homo sapiens malträtiert den marinen Lebensraum mit Gift und anderen Schadstoffen, mit Ölpest oder höllischem Unterwasserlärm stampfender Maschinen und schmerzhaft bis tödlichem Schall seismischer Untersuchungen und militärischer Sonarangriffe. Die Wale laufen Gefahr, mit der heute schnellen Schifffahrt zu kollidieren oder Opfer der modernen Fischerei zu werden: Durch Überfischung ihrer Nahrung oder nicht für sie aufgestellte Fanggeschirre, in denen sie sich verheddern – und erbärmlich ersticken.

Tausende Meilen von Treib- und anderen Netzen gehen beim Fischfang verloren oder werden „kostengünstig entsorgt“. Sie fangen als „Geisternetze“ wahl- und sinnlos, wie Fischereigerät, das nicht zuletzt der Tsunami vom 26. Dezember 2004 in die See gespült hat. Nach Angaben der Gesellschaft zum Schutz der

Meeressäugetiere (GSM) werden Hunderttausende Fischernetze und Langleinen wie „Zeitbomben“ Jahrzehnte lang von Strömungen verteilt durch die Ozeane geistern und Fische, Wale, Delfine, Robben, Schildkröten und Seevögel töten. Sie werden sich um Schiffsschrauben wickeln und Strände verschmutzen. Jedes einzelne Netz, so sagen Experten der UN-Umweltorganisation UNEP wird als „Killing Machine“ etwa hunderttausend Fische das Leben kosten.

Pro Jahr, so hat der IWC-Wissenschaftsausschuss 2002 hochgerechnet, werden mindestens 650 000 Meeressäugetiere im Beifang getötet. Davon sind etwa die Hälfte Robben (*Pinnipedia*), die andere Hälfte Wale und Delfine. Doch obwohl Wissenschaftler das seit mehr als 30 Jahren wissen und warnen, dass Beifang und Überfischung ein großes Problem darstellen, wird fast nichts dagegen unternommen.

Nahezu jeder Buckelwal (*Megaptera novaeangliae*) verfängt sich einmal in seinem Leben in einem Fischernetz, so eine weitere Bilanz. Nach Fotos von 99 Buckelwalen vor der Ostküste Nordamerikas trugen 71 % aller Buckelwale Abdrücke und Wunden oder Reste von Fanggeschirren. Auch Zwerg-, Finn- und Blauwale (*Balaenoptera acutorostrata*, *B. physalus*, *B. musculus*) sowie Nordkaper geraten in die Falle, wie Spuren im Bereich der Schwanzflossen und anderer Körperteile dokumentieren. Die meisten stammen von Stellnetzen aus der Kabeljau- und Steinbuttfischerei und von Verbindungsleinen zwischen am Meeresboden ausgelegten Hummerkörben.

Schätzungen gehen bei den bis 16 m großen Buckelwalen von einer Todesrate bis 16 % und bis 70 % bei den mit neun Metern kleineren Zwergwalen aus. Kleinere Arten (Delfine und Tümmler) haben zwangsläufig geringere Chancen, frei zu kommen. Von den extrem bedrohten Nordkapern, von denen nur noch knapp 300 leben, sind 62 % mindestens einmal mit der Fischerei in Konflikt geraten. Die besonders langsamen Wale leiden zudem unter oft tödlichen Zusammenstößen mit Schiffen.

Das Schicksal des Westpazifischen Grauwals (Asiatischer Grauwal) scheint seit dem Sommer 2005 besiegelt, nachdem drei weibliche Tiere in japanischen Fischernetzen verendet sind. Noch im Frühjahr hatte der IWC-Wissenschaftsausschuss die Befürchtung ausgesprochen, dass im Falle eines getöteten Weibchens pro Jahr für den höchsten 100 Tiere zählende Bestand keine Überlebenschance bestünde. Man hatte die Hoffnung für diesen Grauwal, der irgendwo im chinesischen Meer den Winter verbringt, schon 1982 aufgegeben. Wenig später wurde jedoch eine Gruppe von vielleicht 100 vor der russischen Insel Sachalin in ihrer nördlichen Sommerresidenz entdeckt, darunter allerdings höchstens 30 fortpflanzungsfähige Weibchen – fast alle durch Industrie und Umweltverschmutzung unterernährt. Auf der anderen Seite des Nordpazifik, vor Amerikas Küste, geht es dem Ostpazifischen oder Kalifornischen Grauwal gut, wie der Langstreckenrekordler, der im Jahr etwa 20 000 Kilometer zwischen Beringsee und Baja California zurücklegt, auch genannt wird.

Die Probleme, die die Wale mit den Menschen haben, sind bekannt, und es gibt Bemühungen im Rahmen von internationalen Konventionen, wie der IWC oder der „Bonner Konvention“ zum Schutz Wandernder Wildlebender Tiere (CMS) zur Schadensbegrenzung. Doch Zweifel sind angebracht, ob Resolutionen und Arbeitsgruppen in der Lage sein können, die anthropogenen Katastrophen in den Griff zu kriegen, zumal sich fast alle Bemühungen in Kompetenzgerangel und Forderungen nach Untersuchungen erschöpfen, statt Taten folgen zu lassen.

Es steht zu befürchten, dass Westpazifische Grauwale, Nordkaper, manche Buckel- und Blauwale, sowie etliche gefährdete Bestände großer und kleiner Wale, wie der Ostsee-Schweinswal (*Phocoena phocoena*), bald aussterben, auch wenn sie nicht mehr gezielt bejagt werden. Auch dem Weißwal geht es schlecht. Einheimische jagen Belugas noch immer – und nicht nachhaltig. Sie leiden unter Kontaminierung von Schwermetallen, polychlorierten Biphenylen (PCB) und anderen Gift- und Schadstoffen. Wegen der Nähe zu industrialisierten Ländern, ist die Anreicherung in arktischen Gewässern sehr hoch, weitaus höher, als in der Antarktis – weitab der Zivilisation. Zahnwale sind davon mehr betroffen, als Bartenwale, zumal sie am Ende der Nahrungskette stehen. Bei Beluga und Narwal kommt hinzu, dass sie über das Benthos auch eingelagerte Schadstoffe aufnehmen.

Man kann nur hoffen, dass sich die Einheimischen darauf besinnen, dass das „Einhorn“ und der „Kanarienvogel“ der Meere“, wie der kommunikative, zirpende und zwitschernde Beluga auch genannt wird, Schonzeiten bitter nötig haben. Sogar die verbraucherfreundliche North Atlantic Marine Mammal Commission(www.nammco.no) warnt vor der nicht nachhaltigen Nutzung.

Norwegen kann mit Recht darauf verweisen, den „Neuzeitlichen Walfang“ ins Leben gerufen zu haben. Durch Erfindung und Perfektionierung der Harpunenkanone des Norwegers Svend Foyn 1864-1870 und den Einsatz von Dampfmaschinen, wurde es ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich, Furchenwale (*Balaenopteridae*), wie Finnwale, Blau-, Sei- (*B. borealis* und *schlegellii*), Bryde´s (*B. brydei* und *edeni*) und Zwergwale nicht nur abzuschießen, sondern auch zu bergen. Wegen ihrer relativ dünnen Speckschicht sinken diese schnellen Wale nach dem Harpunieren meist auf den Meeresgrund und wurden vor Beginn des neuzeitlichen Walfangs selten bejagt. Mit Hilfe des Sprengkörpers der Granatharpune, der im Walkörper explodiert, wird der Wal mit Druckluft aufgepumpt – und „schwimmfähig“ gemacht.

Die ersten Opfer des modernen Walfangs waren neben Entenwalen (*Hyperoodon ampullatus*), besonders Blau-, Finn- aber auch Buckelwale. Buckelwale sind zwar auch nicht besonders schnell, ihre Kadaver sinken aber auch auf den Meeresboden. Bald kamen Sei- und Pottwale hinzu. Gegen Ende der 20er Jahre hatten zunächst die Norweger die neun Meter-Zwergwale unter den Bartenwalen, die Zwergwale oder „Minkies“, für ihre Harpunen entdeckt.

Während sich der Walfang im Norden mit den letzten Walen selbst ruinierte, rüsteten die Flotten gen Antarktika. Sie nutzten die Überfahrt und schröpften im antarktischen Winter weiter die arktischen Fanggründe, bzw. füllten auf der Fahrt zwischen den Hemisphären ihre Fässer. Wichtigster „Lieferant“ während der „Südseefischerei“ von Pol zu Pol war der Pottwal (*Physeter macrocephalus*).

Die drei großen geschichtlichen Perioden des Walfanges

(nach Peters, 1938)

		Alter Walfang oder Grönlandfahrt	Südsee- Fischerei oder Pottwalfang	Neuzeitlicher Walfang
Hauptteilnehmer		Holländer, Deutsche, Engländer	Nordamerikaner	Norweger, Engländer
Hauptfangplätze		Nördl. Eismeer	Alle Weltmeere	Südl. Eismeer
Fangzeit		Sommer	das ganze Jahr	Sommer
Hauptfangtiere		Grönlandwal	Pottwal	Blau- u. Finnwal
Fanggeräte		Handharpune, Lanze	Handharpune, Lanze, Bombenlanze	Harpunenkanone und Granatharpune
Höchste Entwicklung	Blütezeit	1650 – 1750	1820 – 1850	1925 - ca. 1935
	Zahl der Schiffe	250 – 300 Segelschiffe	500 – 700 Segelschiffe	ca. 30 schwimmende Kochereien 250 – 300 Fangdampfer
	Durchschnittlicher Jahresfang von Walen	1.500 – 2.000	7.000 – 10.000	25.000 – 30.000

Wie der Vergleich der Fangzahlen der drei Epochen verdeutlicht, ist der Walfang im Südpolarmeer nicht zu überbieten. In kaum achtzig Jahren wurden weit mehr Wale getötet, als in dreihundert im Nordpolarmeer. Die ersten Opfer in der Südlichen Hemisphäre waren neben Pottwalen und Buckelwalen die nächsten Verwandten der Nordkaper, die Südkaper (*Eubalaena australis*) oder Südlichen Glattwale entlang der gemäßigten Breiten des Südpolarmeeres.

1904 wurde bei South Georgia auf antarktischem Festland die erste Landstation „Grytviken“ zum Abspecken gebaut. Sechs weitere folgten auf den Süd-Shetlandinseln, Süd Orkneys und den Sandwich Inseln. Ab 1905 wurde durch die Fetthärtung ein Verfahren entwickelt, Walöl nicht nur zu technischen Zwecken, sondern auch für die menschliche Ernährung zu nutzen. 1925 arbeitete die erste

schwimmende Kocherei mit Heckaufschleppe und brachte den großen Durchbruch: Von nun an war es nicht mehr nötig, die Wale zur Verarbeitung an Land zu schleppen. Schlachtfeld und Schlachthof, Männer und Maschinen arbeiteten rund um die Uhr. In den Nächten wird es kaum dunkel. Die Wale können nicht fliehen. Immer wieder müssen sie hoch, müssen atmen. Weithin sichtbar ist ihr Blas.

Obwohl der Völkerbund 1925 und der Internationale Rat für Meeresforschung (ICES) 1926 endlich die Überfischung der Walbestände zur Kenntnis nahm, und es für nötig hielt, Strategien zum Schutz der Wale - und besonders der Walfang-Industrie - zu entwickeln, konnte man sich lange nicht auf Maßnahmen einigen. Nachdem ein angestrebtes Übereinkommen der beiden wichtigsten Fangnationen, Norwegen und England, dennoch nicht zustande kam, wurde im April 1930 in Berlin durch den Völkerbund der Entwurf zu einem internationalen Abkommen vorgelegt. Ihm folgte 1931 die Unterzeichnung des Genfer Abkommens zur Regelung der Jagd auf Wale – und das blutigste aller Waljahre. 1930/31 wurden in den schwimmenden Schlachthäusern allein im Süden 14 923 Blauwale, 28 009 Finnwale und 2 079 Buckelwale verarbeitet. Aus den übrigen Fanggebieten kamen noch einmal mindestens 10 000 Großwale hinzu. Zusammen wurden also mehr als 55 000 Wale in einer Saison abgeschlachtet. So viele Blauwale, wie in einer einzigen Saison abgeschlachtet wurden, leben heute nicht einmal weltweit.

1934 folgte eine weitere internationale Konferenz, die ihr Schutz-Ziel wiederum weit verfehlte: Die Fangnationen hatten durchgesetzt, dass sie 11 519 Glattwale mehr abschießen durften, als noch ein Jahr zuvor. Auf der Basis des Genfer Abkommens wurde 1937 das Londoner Walfangabkommen zur Regulierung des Walfangs ausgehandelt. Doch der Schutzgedanke wich nicht zuletzt den Grundsätzen freien Wettbewerbs – und der Freiheit auf See...

In der folgenden Saison 37/38 gesellten sich Fabrikschiffe aus Deutschland und Japan zu den norwegischen und britischen Schiffen in der Antarktis. Sie sorgten für einen Anstieg der Öl-Produktion um 84 % – Stoff für den Zweiten Weltkrieg, den „Flächenbrand“ (Ellis, 1991). Der zweitgrößte Fangrekord mit mehr als 45 000 Großwalen wurde aufgestellt, wieder mit hauptsächlich Blau- und Finnwalen.

1945 kamen die Walfangnationen wieder zu einer internationalen Konferenz zusammen, und am 2. Dezember 1946 wurde in Washington, USA, endlich die „International Convention for the Regulation of Whaling“ (ICRW) verabschiedet – mit folgendem Auszug aus der Präambel:“angesichts der Tatsache, dass die Geschichte des Walfangs die Überfischung einer Region nach der anderen und einer Walart nach der anderen in derartigem Übermaß erlebt hat, dass es essentiell geworden ist, alle Walarten vor weiterer Überfischung zu bewahren....“

Es gab Ansätze, wie eine Höchstmenge der Fänge festzulegen und die Fangzeit zu begrenzen. Das Internationale Büro für Walfangstatistik sammelte (seit 1930) Daten und konnte nach Erreichen der Quoten die Fangsaison beenden. Theoretisch. 1948 trat die ICRW in Kraft und führte zur Etablierung der „International Whaling Kommission“ (IWC), die zunächst von Australien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Island, Kanada, Mexiko, den Niederlanden, Neuseeland, Norwegen, Panama, Schweden, der Sowjetunion, Südafrika und den USA unterzeichnet wurde. Japan, das, anders als Deutschland, den Walfang nach dem Krieg wieder

aufnehmen durfte, trat der IWC ein Jahr später bei. Andere hatten unterzeichnet aber nicht ratifiziert- und waren an die Vorschriften nicht gebunden.

In der Saison 47/48 waren 15 Fabrikschiffe in der Antarktis; zwischen 1950 und 1960 durchschnittlich 20 pro Jahr. Während die Blauwalfänge drastisch abgenommen hatten, kamen jetzt besonders Finnwale vor die Harpune, bis diese zweitgrößte Art in der Saison 64/65 von den kleineren Seiwalen abgelöst wurde. Über eine halbe Million Finnwale waren in knapp 35 Jahren abgeschlachtet worden. Erst 1973 sollten die mit ihren neun Metern Länge für die Harpunen vorerst uninteressanten, kleinen Zwergwale drankommen. Der leicht zu erlegende Buckelwal war schon zu Beginn der siebziger Jahre bis an den Rand der Ausrottung zusammengeschossen worden.

Ein typisches Beispiel für die Unzulänglichkeiten der IWC war die sich am Ölertrag orientierenden „Blauwal-Einheit“ (BWU=Blue Whale Unit) von 1932 und 1946. Eine BWU entsprach einem Blauwal oder zwei Finnwalen oder zweieinhalb Buckelwalen oder sechs Seiwalen, und es blieb den Fängern überlassen, wie sie ihre Tranfässer füllten. Es begann eine Art Wetttrüsten, um vor der Konkurrenz ans Ziel zu kommen.

Immer mehr Stimmen wurden laut, dass eine Regulierung über die Blauwal Einheit nicht der Weisheit letzter Schluss sei, und forderten nicht nur eine Reduzierung der Höchstfangmengen, sondern auch Quoten nach Arten. Die IWC hielt zwar weiterhin an der BWU fest, schützte aber 1963 die Buckelwale und 1964 (teilweise) die Blauwale. Von Politik geprägt wurde weiter diskutiert und die schon 1962 empfohlene Aufhebung der BWU auch 1964 ignoriert. Man einigte sich auf die Zahl von 8 000 BWU für die Saison 1964/65, obwohl der Wissenschaftsausschuss Quoten von 4 000 Finn- und 5 000 Seiwalen empfohlen hatte. „...Man müsse die Interessen von Nutznießern und Industrie schützen...“

Pottwale waren bis 1971 gänzlich von Fangbeschränkungen ausgenommen, obwohl keine andere Walart so lange und so heftig unter dem kommerziellen Walfang gelitten hat, wie *Physeter macrocephalus*. Als Kosmopolit ist der größte unter den Zahnwalen (Odontoceti) in allen Weltmeeren zu Hause, wobei Weibchen in den gemäßigten Breiten bleiben und erwachsene Männchen in beiden Hemisphären auch die subpolaren bis polaren Regionen aufsuchen. Das „abwechslungsreiche“ Wanderverhalten der Pottwale ist wenig untersucht.

Sein „Spermaceti“ oder „Walrat“, ein Fettkissen in seinem kastenförmigen Kopf, machte diesen Wal für die Industrie besonders wertvoll. Das Spermaceti kann hohe Temperaturen und Drucke vertragen, Voraussetzung für sein Tieftauchverhalten. Die Industrie wusste es für hoctourig laufende Getriebe und Feinmechanik zu nutzen.

Zwischen 1960 und 1970 waren im Jahr durchschnittlich 20 738 Pottwale erlegt worden. „Die Sowjets und die Japaner töteten im Nordpazifik nie da gewesene Mengen von Pottwalen.“ (Ellis, 1991) Der völlig unregulierte Fang hatte katastrophale Folgen im Sozial- und Familienleben von „Moby Dick“. Im nördlichen Pazifik wurden viel zu wenig Pottwalkälber geboren. Die Walfänger hatten besonders die bis 15-17 Metern großen und 45 Tonnen schweren, profitableren Pottwalbullen abgeschossen. Die Folge: Viel zu wenige geschlechts- und auch sozial reife Männchen hatten das Massaker überlebt – und konnten Vater werden. Die Bullen werden zwar mit etwa 18-21 Jahren bereits geschlechts- aber erst mit 25 auch sozialreif. Wie bei den

Elefanten, werden sie erst dann von paarungswilligen Weibchen, die im Matriarchat leben, akzeptiert.

In der Sozialstruktur des „Getrenntlebens“ der Pottwale sieht Gaskin einen ökologischen Sinn. Die Bullen machen den mit elf Metern kleineren Kühen und Kälbern kaum Nahrungs-Konkurrenz, wenn sie in mehreren tausend Metern Tiefe nach ihrer Spezialität, Tiefsee Cephalopoden, jagen und/oder in polaren Breiten Tintenfisch fressen. Über eine Stunde können sie tauchen – und von im Myoglobin gespeicherten Sauerstoff zehren. Die Kopffüßer mittlerer Tiefen und gemäßigter Breiten sind für Pottwalkühe „reserviert“. Sie ziehen nicht höher als 45°N bzw. S. Während weibliche Nachkommen vermutlich ihr Leben lang im Matriarchat bleiben, müssen männliche die Familie verlassen, sobald sie geschlechtsreif werden. Sie ziehen zunächst in „Junggesellengruppen“ ihrer Wanderwege. Mit zunehmendem Alter werden sie weniger sozial und leben später solitär oder im losen Verbund mit einem Art- und Geschlechtsgenossen.

1981 schob Deutschland dem Handel mit dem Pottwalöl durch einen Antrag der GSM im Rahmen des „Washingtoner Artenschutzübereinkommens“ (WA oder CITES), das den Handel mit gefährdeten Tieren und Pflanzenarten kontrolliert (Anhang II) oder verbietet (Anhang I), einen Riegel vor: Die Listung auf Anhang I von Pott-, Finn- und Seiwal sorgte für ein internationales Handelsverbot mit Produkten der drei Arten. 1984 wurden die Pottwale durch ein IWC-Fangverbot geschützt. Die Geburtenrate im östlichen tropischen Pazifik ist noch heute niedrig.

Pottwale verfangen sich häufig in Fischernetzen und/oder werden bei Kollisionen mit Schiffen getötet oder sterben, weil sie Plastikmüll für Tintenfisch halten und verschlucken. Die nachgewiesenen Schadstoffkonzentrationen in ihrer Speckschicht sind höher, als die in den meisten Bartenwalen. Japan hat seit dem Jahr 2000 wieder bis zu 10 Pottwale pro Jahr auf seiner Abschussliste. Zu Auswirkungen der Klimaveränderung kann man nur spekulieren: Da lange Fastenzeiten wohl nicht normal sind, sind sie von der Verbreitung ihrer Tintenfischnahrung abhängig.

1972 begann die IWC, endlich die BWU aufzugeben (1976 war es vollbracht) Die Quoten galten nur noch für bislang kaum verfolgte, kleinere Wale, wie Bryde's Wale und Zwergwale. Im selben Jahr präsentierten die Vereinten Nationen eine Resolution, die ein 10-jähriges Walfang-Moratorium forderte. Obwohl mittlerweile etliche Staaten die Unfähigkeit der IWC erkannt hatten, scheiterte es an der fehlenden Dreiviertelmehrheit, wie weitere Versuche 1973 und 1974.

Durch den Druck der Öffentlichkeit und Staaten, die nicht die Ausbeutung der Wale im Sinn haben, wurde 1982 endlich das „Moratorium“ beschlossen, ein Fangverbot zu kommerziellen Zwecken. Mit Rücksicht auf die Industrie trat es 1986 in Kraft. Was aus dem „Waffenstillstand“ wurde, ist bekannt. Norwegen machte von seinem Recht Gebrauch „Vorbehalt“ einzulegen, und Japan kam auf den Dreh mit der Wissenschaft. Fänge für die Forschung sind Ländersache. Gedacht war allerdings an Einzelfänge und nicht an Massenlandungen, um den Walfang während des Moratoriums „über Wasser“ zu halten. Das einstige Walfangland Korea hat seit ein paar Jahren an die 100 Zwergwale im Fischerei-Beifang. Auch Japan erlaubt die zusätzliche Vermarktung von Beifängen

Was sonst noch auf den Weltmeeren passiert, kann man nur ahnen. So tauchten vor ein paar Jahren in Japan 6,1 Tonnen Walfleisch aus Norwegen auf, als "gefrorene Makrelen" via Vietnam. Der Betrug ist aufgefliegen. Wissenschaftler haben für den Internationalen Tierschutz-Fonds (IFAW) mit Hilfe von DNA-Analysen auf japanischen Märkten nicht nur das Fleisch von offiziell gejagten Zwerg-, Pott- und Bryde's Walen nachgewiesen, sondern auch von Buckel-, Finn- und Seiwalen und von Delfin und Pferd - als Wal deklariert.

Russische und japanische Wissenschaftler haben wiederholt dargelegt, dass die Quoten etlicher Wale frisiert wurden. Kein Wunder, dass sich Mathematiker die Finger wund rechnen und Blauwale trotz Schonzeit nicht mehr werden. Anstatt ins Grübeln zu kommen, unterstellt Japan, dass die vielen Zwergwale den Blauwalen das Futter wegfressen und sie sich deshalb nicht erholen. Dabei haben Mitglieder des IWC-Wissenschaftsausschusses 2001 geschätzt, dass im Südpolarmeer nicht, wie bislang hochgerechnet, 760 000 Zwergwale leben, sondern weniger als halb so viele, vielleicht nur 268 000. Ein Grund könnte die Veränderung des Klimas mit Nahrungsverknappung sein.

Dass die Wale zu viel fressen, passt gut in Norwegens und Japans Konzept. "Vier bis fünfmal so viel wie der Ertrag der Weltfischerei," so Japan, "fressen die Wale." Da fragt man sich, wie die Fischbestände die Zeit vor dem kommerziellen Walfang überstanden haben. Vor 1920 gab es von den meisten großen Walen etwa 10mal so viele wie heute. Kaschner und Pauly (2004) analysieren die Fangdaten von FAO & Co und kommen zu dem Schluss, dass schon wegen der unterschiedlichen Fanggebiete von einer Konkurrenz zwischen Meeressäugern und Fischerei keine Rede sein kann. Zudem fressen „sie“ größtenteils andere Arten als „wir“, obwohl sie und wir viel Seegetier konsumieren www.seaaroundus.org

Um die Wale im Falle der Aufhebung des Moratoriums besser zu schützen, haben Neuseeland, Australien und Brasilien viele Jahre versucht, in Südlichem Pazifik und Südlichem Atlantik Schutzgebiete einzuführen. Sie scheiterten an der Dreiviertelmehrheit. Über 28 000 Wale wurden bis 2005 trotz des Moratoriums abgeschossen. Tendenz steigend.

Um den Walfang wenigstens unter die Kontrolle der IWC zu bekommen, wird seit einigen Jahren an einem neuen "Bewirtschaftungsverfahren" gearbeitet, bekannt nach seinem englischen Kürzel RMS (Revised Management Scheme). Es sieht Quoten im Rahmen einer nachhaltigen Nutzung vor, inklusive wissenschaftlicher Fänge und Kontrollmechanismen gegen illegale Fänge und Vermarktung. Eine Entscheidung über das RMS wurde seit 2001 immer wieder verschoben. Während die einen fürchten, dass das RMS das Ende des Moratoriums bedeutet, halten andere ein gutes RMS für besser als ein schlechtes Moratorium. Wann das RMS für eine Abstimmung reif ist, steht in den Sternen. In der Zwischenzeit verschlechtern sich die Chancen für die Wale. Immer mehr Länder treten der IWC bei, die nicht Wale, sondern z.B. die Entwicklungshilfe Japans im Sinn haben.

Und so stehen die Sterne nicht gut für die Wale, weder für Adlaalooks kleines Völkchen am Rande der Arktis, noch für seine Vettern zwischen Nord- und Südpolarmeer.

Petra Deimer